Menschen nach der Schlacht.

Kleine Bilder aus den Riesenkämpfen um Verdun.

Von **Karl Rosner.**

Großes Hauptquartier, 28. März.

Am 20. war das gewesen. Bis in die Nacht hinein war der Kampf um den Besitz der Wälder von Malancourt und Avocourt gegangen. Den ganzen Tag hindurch, schon seit dem frühen Morgen, hatten unsere Geschütze ihre glühenden Feuer auf das Gelände geschmettert, daß die alten Stämme splitternd schrieen und die dunklen, knospenden Kronen der wie im Grauen erstarrten Bäume in diesem Qualm aus giftigbraunen und aus milchigweißen Schwaden fast erstickten. Als eine Hölle lag es über dem Bois d'Avocourt. Und wenn ein leiser, mitleidiger Windstoß kam und diese schweren, dick geballten Nebel sachte aufrührte und hob, dann schlugen auch schon neue Eisen berstend ein, säten wiederum Tod und Wunden und ließen neue Rauchmassen verquellen. Von den kahlen Höhen des Mort homme nieder spieen unsere Mörser ihre dicken Granaten, und aus der Tiefe der Wälder von Montfaucon und Forges brüllten unsere Batterien los. Ein hinrasendes Hämmern war es, das die Menschen, die zu Tausenden in diesen heimgesuchten Wäldern saßen, in ihre Unterstände scheuchte, das die Werke und Hindernisse zermalmte und zerschmiß, die Gräben und Deckungen zerschlug und die Drähte der Leitungen zerfetzte. Nein — kein Zusammenhang mehr mit der Welt und mit den anderen draußen blieb dem Walde und blieb den im Entsetzen hintaumelnden Menschen in dem Walde. Wie auf einer Insel saßen sie in dem Sperrkranz unserer glühenden Eisenhagel.

Und dann um sechs Uhr Abends endlich gaben unsere Geschütze die Insel frei. Der deutsche Sturm brach los. Aus unseren alten, gleichlaufend der Straße Avocourt—Malancourt hinziehenden Stellungen brach er heraus — Bayern und Württemberger trugen ihn nach vorn und warfen vor sich hin, was da von den Franzosen aus Unterschlupfen und aus Gräben quoll und sich dieser hereinbrechenden Flut entgegenstellte. Ein einziges Schlachtfeld war der ganze Wald mit einem Male, ein Schlachtfeld, in dem sich der von den deutschen Randfeuern gehaltene Gegner verzweifelt gegen diese breite, unaufhaltsam vordringende Flut der grauen Männer wehrte und doch nur sterben oder sich ergeben konnte.

Als dann die Nacht kam, war das ganze Waldgebiet in deutscher Hand, war auch das Vorgelände südlich vor dem Walde von uns besetzt. Der Angriff war in seiner ganzen Breite von rund 6000 Meter vorgekommen und war über drei Kilometer tief gedrungen. Drei stark gebaute, gut gestaffelte Linien hatte er dem Feinde entrissen und hatte die Franzosen-Stellungen im Norden, bei Malancourt und Béthincourt böse umschnürt. Das alles aber war gelungen, ohne daß auf der deutschen Seite allzu große Opfer gefordert worden wären.

Zwei-, dreimal im Verlauf der Nacht versuchte es der Feind mit Gegenstößen — er wurde abgewiesen. Der neue Tag gab dann die Möglichkeit, die Menge des Erreichten klar zu übersehen. Es ist im Hagel unserer Granaten viel französisches Blut geflossen im Bois d'Avocourt, und viele tapfere Kämpfer, die sich unserem Sturme stellten, sind gefallen. Gefangen aber fielen unverwundet 58 Offiziere und 2914 Mann in unsere Hände. Sie wurden gleich zurückgeleitet, tiefer in das von uns besetzte Land hinein...

An diesem Vormittage ging ich die Straße, die bei Dun die Maas überschreitet und nach Douleon führt, dem Riesenzuge der Gefangenen entgegen. Wunderbar hingebaut auf einen Felsenkegel liegt die alte Kirche von Dun und liegen neben ihr die letzten Reste der Burg, in der einstmals Pipin von Heristal mächtig war. Drüben in der Gegend von Douleon lag sein Sommersitz. Heute ist die Ortschaft Dun, die sich am rechten Maasufer zu Füßen dieses Felsenkegels terrassenartig an die Höhe schmiegte, eine romantisch zerklüftete Ruinenstadt. Im Herbst von 1914 haben die Franzosen sie zerschlagen und haben auch die alte Kirche oben nicht geschont. Die Deutschen haben später das ehrwürdige Gotteshaus, das weithin in das flache Maastal sichtbar ist, wieder zurechtgeflickt.

Auf der Straße nach Douleon, das auch nur noch als Trümmerrest am Wege zwischen grünen Wiesenbreiten und Aeckern ruht, zieht der Krieg. Alles was aus dem Kampfe der letzten Nacht kommt, muß diesen Weg. Große Autos, in denen Leichtverwundete sitzen, kommen mir entgegen. Die weißen Verbände leuchten, die Männer plaudern und grüßen fröhlich winkend — nichts Schreckhaftes und nichts Erschütterndes haben diese Wagen mit Verwundeten, die sausend durch den hellen, warmen Frühlingstag hingleiten. — Jetzt kommt ein Trupp Verwundeter zu Fuß. Junge Menschen von einundzwanzig, zweiundzwanzig Jahren sind es meist. Auch von ihnen tragen die meisten sichtbare Verbände, aber sie gehen richtig im festen Schritt und rauchen beinahe alle.

Ich rufe sie an: „Ihr wart heute nacht dabei?"

„Bei Avacourt? Freilich!"

Es sind Schwaben, prächtig aussehende gesunde Jungen, die ihre Verletzungen sicher nicht tragisch nehmen.

„Wie war es denn?"

„Han — 's ischt alles guet 'gange — a Stückle von mein' Finger da hobet's abg'schosse — die S... terle" —

„Und Sie?" Das ist einer, der keinerlei Verbandzeug hat.

Da deutet er auf seinen linken Oberarm, wo ich jetzt in dem Aermeltuche ein kleines dreieckiges Löchlein sehe: „'s ischt aber nur durchs Fleisch g'fahre, und des macht gar nix. War nur grad, als ob einem einer mit em Stockle eins naufschlage wollt'. Der Verband ist drunte!"

Dem Dritten war das Ding in die Backe gefahren. Der Kopf war gehörig eingebunden, auch was von dem Gesichte herausguckte, war reichlich blau, wie nach einer Keilerei, auch der graue Rock zeigt Blutflecken. Aber der Mann probierte mit den Händen an seinem Unterkiefer herum, klappte auf und zu und sagte sachlich: „Bei mir ischt's au' nur 's Fleisch — d' Scharnier sind in Ordnung."

Ein Auto mit dem roten Kreuz jagt an uns vorbei — ein Anhänger ist angekoppelt, die beiden Wagen wippen auf den weichen Federn — und sind, kaum sie noch hier gewesen, schon wieder ferne. Nur eine Welle Staub fegt hinter ihnen drein.

Da sagt der erste: „Die hat's anders erwischt" — und ist dann still. Bilder aus dieser Kampfnacht stehen vor ihm auf. —

Alles Gute wünsche ich den prachtvollen Jungen noch, dann marschieren sie weiter, die Straße nach Dun hinunter.

Hinter den Mauerresten von Douleon steigt das Gelände zur Linken der Straße wellig bergan, während sich rechts am Fuß der alten Bäume, die längs der Straße hinziehen, eine breite Wiesenmulde senkt. Hier will ich die gefangenen Franzosen erwarten, denn hier sollen sie ihre erste Rast auf ihrem Marsche halten und zu essen und zu trinken bekommen. Aber noch zeigt sich nichts von ihnen.

Auf der Straße arbeiten erdbraune Gestalten — sie karren Schotter heran und bessern die Fahrrinne aus: Russen — etwa zwanzig Mann. Und ein deutscher Landser steht als Aufsicht dabei und freut sich der hellen, wohlig durchwärmenden Sonne. Ich rede mit ihm und frage nach den Russen. Sie sind wie alle — es ist immer wieder etwa das gleiche: „Rußli brave Mann — Rußli freß', Rußli arbeit' — Rußli wenig freß', Rußli wenig arbeit' — Rußli viel freß', Rußli viel arbeit' — Rußli brave Mann!" Ob einer Deutsch spreche? — Ja, der dort drüben — das sei der Dolmetsch.

Da rufe ich den Mann heran. Er lehnt die Schaufel an einen Baum und schlendert auf mich zu. Mittelgroß ist er und fühlt sich zweifellos den anderen viel derbern Kameraden durch seine Fähigkeit, ihr Wortführer zu sein, überlegen. Er ist Jude. Das schmale, sommersprossige, ein wenig fatalistische Gesicht behält seinen Ausdruck von Scheu und Bedrücktheit, wie er dann redet, und seine Augen gehen unsicher an mir vorbei. Etwas singend Müdes — ein ewiger Ton der Selbstverständlichkeit liegt in der Stimme. Sein Dialekt ist eine schnarrende und lehlige Unmöglichkeit.

Woher sind Sie?"

„Woher wer' ich sein? Aus Moskau."

„Und was waren Sie früher?"

„Ich hab' studiert — Medecin! Was Medecin?! Apotheker bin ich gewesen."

„In Moskau?"

„In Amerika. Was hätt' ich sollen in Moskau bleiben? Dumm genug, daß ich überhaupt wieder 'rieber gekommen bin auf Besuch. Muß ausgerechnet in der Zeit der europäische Krieg losgehen!"

Er schwieg, stand da mit vorwurfsvoll gehobenen Händen und sah verstimmt und beleidigt, als wäre ihm da ein großes Unrecht geschehen, in den blanken Frühling hinein.

Ich fragte: „Wann sind Sie denn gefangengenommen worden?"

„Bei Tannenberg —." Das kam heraus, als dachte er: Auch eine Gegend — —!

„Nun, dann haben Sie nicht allzulange mitgemacht."

Da wiegte er den Kopf ein wenig und lächelte, immer noch ohne aufzusehen, dünn und überlegen vor sich hin in das Grün des Wiesenhanges da unten, in den feinen Nebeldunst der Ferne. Er sagte langsam: „Was geht mich der Krieg an? Kann unsereins in Rußland leben? Soll ich mir totschießen lassen? Fir wenemen?!"

„Sie wollten später wieder nach Amerika?"

„Amerika? Viallaicht — aber wennschon? — ma is' doch ieberall iebaflissig —. Wo bin ich schon 'erumgekommen!"

Der milde Wind fegte über uns hin. Er stand da, beleidigt, wurzellos und zerfallen mit allem. Irgendein Schicksal greift ihn vielleicht nach dem Kriege wieder auf, fegt ihn weiter über die Erde hin, ohne Sinn, ohne Ziel —, bis er dann irgendwo verkommt. Armer Kerl!

Ich fragte noch: „Wie geht es Ihnen hier?"

„Es gibt solche Leit' — und es gibt solche Leit' — das is' auf der ganzen Welt nicht anders. Ma' lebt." — —

Einer stand drei Schritte vor uns und glättete den Schotter mit der Schaufel — ein großer Mensch mit ebenmäßigem, wie aus Holz geschnittenem Gesicht, mit blauen Augen und gelbem Schnurrbart. Der neben mir wies mit einer deutenden Bewegung des Kopfes. „Der is ein Bauer aus der Gegend von Kiew — der geht wieder nach Haus —." Wie ein Gemenge aus Neid und Fremdheit und Verachtung war sein Blick, der den schönen blonden Riesen streifte.

Ich ließ ihn, und er schlenderte zurück zu seiner Schaufel.

Oben auf der Höhe der Straße, die als ein weißes Band die Höhenwelle hinaufzog, schob es sich jetzt aus dem Gehölze vor. Ein paar Reiter als Führung — und dann der riesige Herwurm graublauer Gestalten, zu dessen Seite sich nur hier und da wieder der Umriß eines deutschen Lanzenreiters dunkel gegen das Blau des Himmels stellt. Langsam, trottend schiebt sich der lange, lange Zug aus dem Wäldchen heraus und kriecht wie eine Schlange über den Weg der Straße nieder. Jetzt sind die ersten Gruppen schon zu erkennen — und jetzt kommt eine Unruhe in sie. Der Führer hat ihnen gesagt, daß sie hier unten rasten sollen.

Jetzt sind die ersten unten an der Stelle, an der die Russen bauten. Vorne hält der Zug, aber von rückwärts schiebt es sich noch immer drängend nach und füllt die Straße mit diesen weit über tausend sich stauenden Gestalten. Als eine einzige graublaue Masse in einem Dunst von Staub und wieder Staub stehen sie so. Dann lösen sich die Lanzenreiter und schwärmen galoppierend in diese riesige grüne Wiesenmulde, die sich rechts von der Straße senkt, hinaus. Und einige Kommandorufe ertönen deutsch — und, von einem französischen Sous-Offizier aufgenommen, französisch. Da lösen sich diese gestauten Massen, als wären Stücke von ihnen gefallen — als wären sie entfesselt. In ein Laufen und Stürmen fallen sie — denn den Hang hinunter, kauern sich in das Gras, werfen sich hier auf diese junge Wiese — schnattern auf einander ein — füllen die ganze weite, grüne Schale wie eine ausgestreute Herde, um die her diese Handvoll Lanzenreiter als graue Wächter kreisen.

Dreitausend haben wir bei Avocourt gefangen — der erste Schub hält hier nach allen Schrecken dieser Schlacht zum erstenmal Rast.

Rastende Infanterie.

Straßenbau hinter der Front in Frankreich.

Blüten des Deutschenhasses.

Die neutrale Kunst. ---- Nietzsche, die Verbrecherschule. ---- Hochgeschätzte Vollblüter. ---- Die schlimmen Dackelhunde. ---- Tierische Schundware. ---- Ein Rosenkrieg.

Die Feindschaft der europäischen Mächte zeitigt auf manchem Gebiete gar seltsame Früchte. Der Kampf gegen die Ausländerei in Sprache und Sitten ist zweifellos in vielen Beziehungen mehr als begründet, doch schon auf dem Gebiete der Kunst müssen der Gegnerschaft Grenzen gezogen sein. Die großen Werke der Literatur, der Musik, der Malerei bleiben von unsterblichem Werte, wenn auch ihr Urheber zufällig einer derzeit feindlichen Nation angehörte oder angehört. In Deutschland und Oesterreich ist dieser Grundsatz sofort anerkannt worden, nachdem die überhoch gehenden Haßwellen nach Ausbruch des Weltkrieges sich gelegt hatten. Die Heere des feindlichen Auslandes fühlen nicht minder heftig die Eisenfäuste unserer verbündeten Krieger, wenn daheim der Kunstsinn kein feindliches Ausland in der Kunst kennt. Selbst in England ist ähnliche Einsicht eingekehrt. Wagner, Beethoven, Mozart und andere Germans stehen auf den Konzertprogrammen, nur lebende Autoren sind verbannt. Frankreich ist radikaler im Hassen. Richard Wagner, der jahrelang den Spielplan der Pariser Oper beherrscht hatte, ist verpönt, die einst bewunderten Werke der deutschen Philosophen werden derzeit als Symptome verächtlicher Geistesverfassung der Boches in den Revuen und Zeitungen verhöhnt. Nietzsche gilt als geistiger Urheber deutschen Verbrechertums. Während nun das Kapitel „Kunst" hüben und drüben sattsam oder richtiger bis zum Ueberdruß erörtert worden ist, wurden dem Hasse der Franzosen und der Engländer neue weite Reiche erschlossen: das Tierreich und das Pflanzenreich.

In den Zentralmächten ist man in dieser Beziehung viel duldsamer und — lügen. Kein Vernünftiger leugnet, daß beispielsweise die Vollblutzucht in England und in Frankreich einen weit höheren Grad der Entwickelung erreicht hat als bei uns. Aus dieser Tatsache wird der einzig richtige Schluß gezogen und man verwendet das von diesen Ländern eingeführte Zuchtmaterial zur Verbesserung des heimischen Vollblutes. Auch sonst werden die in den Vollblutgestüten aufgestellten Hengste englischer und französischer Zucht von den heimischen Züchtern nicht minder hoch eingeschätzt und nicht weniger stark in Anspruch genommen als vor dem Kriege. Ein Rückzug unserer Pferdezucht würde den Feinden vermutlich weit mehr Gelegenheit bereiten, als diese Wertschätzung des von ihnen gelieferten Materials an Zuchthengsten.

So klug sind nun die Herren Gegner nicht. Die englische Sportgemeinde hat, trotzdem sie Leistungen der deutschen Dachshunde bisher anerkennen mußte, dieser Hunderasse als deutschen Zuchtprodukten Fehde geschworen. Der deutsche „Dackel" ist plötzlich minderwertig geworden, alle schlechten Eigenschaften werden ihm angedichtet, er müßte sich wirklich schämen, wenn der deutsche Dackel nicht ebenso riesig klug wäre. Die Parole in England aber lautet: „Fort mit den deutschen Dachshunden!" Eine Londoner Zeitung nennt sie: „Verbrecher in der Hundewelt." Vermutlich nimmt man jenseits des Kanals an, daß der patriotisch gesinnte deutsche Dackel den gefürchteten Zeppelins durch sein Bellen verräterische Zeichen gibt. Frankreich bleibt selbstverständlich im Hundehasse nicht zurück. Die deutschen Schäferhunde hatten in Frankreich vor dem Kriege großen Gefallen erregt. Auf der Ausstellung in Paris 1914 waren die deutschen Schäferhunde die an Zahl stärkste Rasse. Verkäuflich waren freilich nur die Hunde zweiter Güte und die reichten nicht hin, den Bedarf der Franzosen an Kriegshunden decken. Auf Umwegen erfährt man jetzt, daß die Nationale Gesellschaft für Sanitätshunde in Frankreich acht Zwinger zur Zucht und Ausbildung unterhält, doch soll über die Art ihrer Verwendung, besonders von 225 unlängst zur Armee gesandten Patrouillenhunden, nichts verraten werden. „Der Zensor findet einige ihrer Dienste so wichtig, daß deren Veröffentlichung Frankreichs Feinden wertvolle Winke geben würde." Das ist wie in Wild und Hund bemerkt wird, „eine geradezu belustigende Renommisterei." Von Deutschland ahmte Frankreich die Polizeihundbewegung nach, von der es indessen nur die reinen Aeußerlichkeiten sah, so daß wie in Belgien auf den Prüfungen nicht Nasenarbeit, sondern Zirkuskunststücke für das Publikum, nicht der Hund, sondern der Führer mit der theatralischen Geste die Hauptrolle spielt. Französische Hundehändler suchten alle deutschen Ausstellungen und Schauen ab, in Mannheim nahm ein ständiger Ankäufer Wohnsitz. Nachträglich entrüstet sich aber der Matin über die deutschen Schäferhunde. „Es gibt keinen Handels- oder Industriezweig aus irgendeinem Weltteil, den die Deutschen nicht durch ihre erbärmliche Similware zu ersetzen versucht haben. Die Verbreitung solcher made in Germany-Schundwaren erstreckte sich sogar auf die Tierzucht und so haben seit einem Dutzend von Jahren etliche deutsche Händler massenhaft sogenannte deutsche Schäferhunde ins Ausland ausgeführt. Seit Kriegsausbruch haben die französischen Händler mit solchen deutschen Hunden sich bemüht, die Herkunft zu verschleiern, und der Wunsch, sie bald loszuwerden, führte dazu, daß man ihnen den Namen „Elsässer Hunde" gab. (Das taten freilich nicht die Händler, sondern die offizielle französische Kynologie und der Pariser Liebhaberverein für deutsche Schäferhunde.) Dieser Betrug kann aber niemand über den wahren Sachverhalt täuschen. Ob sie nun aus dem Münsterlande stammen oder anderswoher, sie sind und bleiben unerwünschte Gäste, aus demselben Grunde wie ihre deutschen Züchter. Launisch, nervös, eigensinnig und als Nutztier kaum zu gebrauchen, sollten diese Hunde nie mehr in Vergleich gestellt werden mit den guten französischen Hunden."

Es ist gut, daß sich das französische Blatt auf Phantastereien über die Brauchbarkeit beschränkt, ohne die Zahlen auf einem Kriegsschauplatz anzugeben, die gegen die deutschen auf drei Fronten sowie in den okkupierten Gebieten mit jetzt weit über 4000 Sanitäts-, Posten-, Patrouillen- und Kriminalhunden allzusehr abfallen würden. Der famose Matin mobilisiert auch die Gartenfreunde und Gärtner mit dem Schlagwort Déboehons les roses" (Entbochieren wir die Rosen) und weist auf die in französisch sein wollenden Gärten gepflanzten „Rosen deutscher Züchtung, unverschämter, aufdringlicher, schwerfälliger Bier- und Sauerkrautkreuzungen aus den edlen, reinen, distinguierten, leichten Francerosen. Hinaus mit den Boches, mit der Invasion deutsch-horribler Hortikultur. Unsere Rosenstöcke würden von dieser Krankheit ergriffen, schmerzlicher für sie als Läuse, Flöhe und Ausschlag. Und erst Deutschlands Sprache, die unseren Kindern die Boches aufzwingen möchten. Will man korrekt sein, so muß man zum Beispiel aussprechen: Großhairzoguinne Louize fonn Baadenne, Fraou Oberhofguertnair Sinnguair, Farbenne Keunguinne und Feilchenn blaou". Gegen die Dornenstriche des Rosenkrieges wäre nichts einzuwenden, wenn die Blumensprache nicht weniger „barbarisch" wäre..."

Die vier Kriegs-Kommissionen der Pariser Akademie.

In der letzten Sitzung der Pariser Akademie, die vor einigen Tagen stattfand, gab Edmond Perrier einen Ueberblick über die Tätigkeit der Pariser Akademie in den verflossenen Kriegsmonaten. Er äußerte dabei, daß die Arbeiten am französischen Wörterbuch und zahlreiche andere Arbeiten vor allem dadurch unterbrochen worden seien, daß sich gleich nach Ausbruch des Krieges, am 5. August 1914, vier Gruppen in der Akademie gebildet hätten, um die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Forschung der Kriegführung nutzbar zu machen. Der ersten dieser Gruppen war die Förderung und Ausgestaltung des Luftschiffwesens zugewiesen, gegen dessen Organisation kurz vor dem Kriege schwere Vorwürfe erhoben worden waren, die zweite sollte im Hinblick auf die großen Fortschritte der Naturwissenschaften in Deutschland die Erfindungen und Entdeckungen der Physik und Chemie in den Dienst des Vaterlandes stellen, und der dritten und vierten waren das gesamte Gesundheitswesen übertragen; ihnen war auch alles zugeteilt, was sich auf die Ernährung und Verpflegung des Heeres und der Zivilbevölkerung in Paris, wie in ganz Frankreich bezog.

Wie Perrier diesen kurzen Angaben, die er durch einige unwesentliche statistische Mitteilungen erweiterte, noch hinzufügte, gestattete die Rücksicht auf die gegenwärtigen Verhältnisse nicht, sich über die Tätigkeit dieser vier Gruppen und die bisher von ihnen erzielten Ergebnisse näher zu äußern, da die Regierung über die wissenschaftliche Kriegführung nichts in die Oeffentlichkeit dringen lassen wolle. Nur soviel bemerkte er, daß die erwähnten vier akademischen Gruppen der Kriegsverwaltung angegliedert seien.

Der Riß im französischen Festungsgürtel.

(Von einem höheren Offizier der österr.-ungar. Armee.)

Frankreich hat schon im Frieden seinen Leib mit einem Festungspanzer umgeben. Er verläuft von der schweizerischen Grenze über Belfort—Epinal—Toul — Verdun bis zum Südzipfel Belgiens. Von da an bis zum Meere wurde der weitere Schutz vornehmlich den Festungen Belgiens anvertraut. Diese wurden jedoch zu Beginn des Krieges überrannt, und die deutschen Heere strömten durch Belgien nach Frankreich. Sie setzten sich nach anfänglichem Hin- und Herwogen endgültig in der Linie Ypern—Noyon—Varennes fest. Der Festungsgürtel Verdun—Belfort hielt aber stand. Nicht allein vermöge seiner fortifikatorischen Stärke, sondern auch weil die französische Feldarmee sich ihm vorgelegt hatte. Man kann sonach zwei verschiedene Hälften der französischen Front unterscheiden. Die eine reicht vom Kanal bis Verdun, ist ca. 350 Km. lang und besteht nur aus Feldstellungen. Die andere — ca. 300 Km. lang — erstreckt sich von Verdun bis zur Schweizer Grenze und besteht aus dem Festungsgürtel und den davor befindlichen Feldstellungen. Die lineare Ausdehnung beider Hälften ist somit ziemlich gleich. Es fragt sich nun: worin äußert sich der Unterschied beider Hälften?

Wenn man auch, besonders nach den Erfahrungen des Weltkrieges, den Festungen keinen übertriebenen Wert beimessen darf, so bleibt es eine unumstößliche Wahrheit, daß ihnen eine gewisse Bedeutung, die allerdings auf das richtige Maß zurückgeführt werden muß, doch innewohnt. Ganz besonders gilt dies für den französischen Festungsgürtel, der das stärkste permanente Befestigungssystem der Welt darstellt. Dessen Wichtigkeit besteht darin, daß sich von Verdun bis Belfort — einigermaßen nur durch das in deutschen Händen befindliche St. Mihiel beeinträchtigt — eine gesicherte mit allen Errungenschaften moderner Technik und Stapelplätzen von Kriegsmaterial ausgestattete Manövrierzone erstreckt. Diese verleiht vorgelagerten Feldstellungen eine enorme Stärke. Hieraus vermochten die Franzosen einen großen Vorteil zu ziehen, der die ganze Gruppierung ihres Feldheeres aufs günstigste beeinflußte. Es kann, gestützt auf dieses Argument, als sicher angenommen werden, daß die Fronthälfte Verdun—Belfort mit verhältnismäßig weniger Truppen dotiert ist, daß die Franzosen im Vertrauen auf die Stärke der Befestigungen hier Truppen ersparen. Dieses Ersparnis gipfelt in einer seichteren Tiefengliederung, weil die rückwärtigen Abschnitte durch ihre befestigten Werke mit ihren Besatzungen und mobilen Reserven eine solche erlauben. Man kann dagegen einwenden, daß die Besatzungen ebenfalls stark sein müssen. Gewiß, aber lange nicht so stark wie Reserven ohne Werke. Auch gestattet diese Manövrierzone, die sicherlich modernste Verkehrsanlagen besitzt, rasche und gedeckte Truppenverschiebungen, so daß bald da, bald dort, je nach Bedarf, Truppen hingeworfen werden können. Menschenkraft wird durch Beton und Panzer erspart. Es ist so wie bei einem Stauwerke, wo die Wassermenge nach Gutdünken reguliert wird. Es darf daher die Schlußfolgerung gezogen werden, daß auf dieser 300 Kilometer langen Front die Franzosen etwa ein Drittel ihres Heeres verteilt, während sie die übrigen zwei Drittel auf dem Frontteile von Verdun bis zum rechten Flügel der Engländer, also ungefähr bis in den Raum von Arras, das sind 200 Kilometer, massiert haben dürften. Die Engländer sind ohnedies auf ihrem Frontteile enorm tiefgegliedert. Der Festungsgürtel Belfort—Verdun ist ist wie eine Schutzmauer, hinter welcher die Franzosen nach Gefallen ungestört Verkleidungen und Umwandlungen vornehmen können. Er bietet auch bequeme Ausfallspforten. Drastisch ausgedrückt heißt das: die Franzosen dürfen hinter der Gardine ungestraft allerlei Unfug treiben.

Die Deutschen sind nicht in dieser angenehmen Lage, sie besitzen keine solche Schutzmauer und sind dadurch genötigt, ihre Front durchwegs tief zu gliedern. Es ist daher leicht einzusehn, welch' hohe Bedeutung diese Panzermauer für die Franzosen besitzt (zumal ihr Menschenreservoir den Boden schon durchscheinen läßt), und andererseits welchen Wert und welche möglichen Folgen ihre Durchbrechung haben könnte. Wird in diese Mauer Bresche gelegt, so sind die Franzosen gezwungen, die Lücke mit Menschen zu füllen. Schon das allein ist ein großer Erfolg, der weitere erfreulichere Perspektiven eröffnet.

In Durchführung dieser Idee sind die Deutschen mit gewohnter Energie, Umsicht und Methodik ans Werk gegangen. Interessant ist das Angriffsverfahren der Deutschen. Es stellt sich förmlich als ein sukzessives Herausbrechen der feindlichen Frontstücke dar. Allen Berichten zufolge dürfte eine gewaltige Artillerieüberlegenheit aller Kaliber in den gewählten Frontstücken die Franzosen überrascht haben. Diese Artilleriemassen arbeiteten wie Mauerbrecher. Infanterie-Energie vollendete sodann mit verhältnismäßig geringen Verlusten das Breschieren. So geschah dies beim Durchstoß der Nordfront auf dem rechten Maasufer, wobei die Deutschen bis in die Linie Champneuville — Côte de Talou — Douaumont samt der gleichnamigen Panzerfeste — Befestigungs-Anlagen von Hardaumont, somit bis in die Linie des äußeren Fortgürtels vorzudringen vermochten. Abgesehen von diesem unmittelbaren Erfolge konnten hierdurch weitere Durchbrüche in den Nachbarabschnitten vorbereitet werden, indem auch die Artillerie nach Süden Raum gewann, wodurch die französischen Stellungen auf dem linken Maasufer, ein Teil des Umkreises der Werke von Verdun auf dem rechten Ufer und die Stadt selbst, ferner die Gegend von Vaux und Damloup in ihren teilweise flankierenden Aktionsradius fielen. Es erfolgte der Durchbruch in ähnlicher Weise auf dem linken Ufer, der den Deutschen den Abschnitt Forges, die Höhen des Raben- und Cumiéreswaldes und Regnéville in die Hände spielte, und der Vorstoß im nördlichen Teile der Woevre, der sie bis an die Côte Lorraine führte. Endlich wurde die Panzerfeste Vaux samt zahlreichen anschließenden Befestigungen erstürmt. Allerdings vermochten die Franzosen sich in dieser Panzerfeste, jedoch bloß in dieser selbst, wieder einzunisten, was nicht allzu schwer in die Wagschale fällt. Dieses methodische Vorgehen brachte die deutschen Linien bedenklich nahe an die Festung heran. Die nördliche halbkreisförmige Einschließung ist enger geschmiedet worden, beide Ufer werden bis in die Höhen der Stadt Verdun und zum Teile noch südlich davon durch das Feuer der deutschen Artillerie beherrscht.

Es fragt sich nun: Was taten die Franzosen?

Die Franzosen mochten nach der ersten Verblüffung alle zunächst befindlichen Kräfte, artilleristische und infanteristische, zusammengerafft haben, um den von Norden vordringenden Gegner zum Stehen zu bringen. Man kann sich denken, daß sodann alle mobilen Reserven des Festungsgürtels zur Wirkung gebracht wurden und daß weiter ganze Ströme von Truppen aus anderen Teilen der Front hierher geleitet worden sind; vollends als es auch auf dem linken Ufer und in der Woevre zu brennen anfing. Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß Hunderttausende an Infanterie und eine Unmasse an Artillerie herangezogen wurden. Eine einfache Berechnung führt zu diesem Ergebnisse. Ueber 30,000 unverwundete Franzosen wurden gefangen genommen. Zweimal so viel kann man als blutige Verluste annehmen. Es dürfte sich somit eine Verlustsumme von 90,000 bis 100,000 Mann ergeben. Wenn man bei der Heftigkeit dieser Kämpfe nur ein Drittel oder ein Viertel als Verluste des Kombattanten-Standes beziffert, so ergibt sich daraus, daß 300,000 bis 400,000 Franzosen auf dem engen Raum um Verdun gekämpft haben. (Ueberdies sei bemerkt, daß die Deutschen kürzlich bereits die 30. Division festgestellt haben.) Diese Truppenmassen wurden zu zahlreichen Gegenangriffen verwendet, vermochten jedoch trotz aller Aufopferung nirgends durchzudringen. Die Gegenangriffe besitzen den Charakter von Ausfalls- und zugleich von Entsatzversuchen, denn noch ist der Einschließungskreis im Westen offen, sodaß der Zufluß von außen ungehindert ist; gleichwohl sind alle diese Gegenangriffe wie bei Ausfällen aus einer Festung von innen nach außen gegen die Peripherie gerichtet, weil eben die Franzosen eingezwängt sind. Es ist ein Nachteil für die Franzosen, daß die deutschen Linien im konkaven Bogen den konvexen der französischen umschließen und dadurch schon vermöge der Frontgestaltung eine konzentrische und meist beiderseits umfassende Einwirkung auf solche Gegenangriffe ermöglichen.

Die Situation steht dermalen so: die Franzosen sind aus ihrem Traum aufgeschreckt worden, der ihnen die Uneinnehmbarkeit von Verdun vorgegaukelt hat, es ist vorbei mit der seit anderthalb Jahren gepflogenen angenehmen Gewohnheit, den Festungsgürtel mit wenig Menschenkraft, aber mit viel Stein zu verteidigen, um an anderen Stellen umso kräftiger auftreten zu können. Gegenwärtig sind Hunderttausende von Franzosen durch die Not des Augenblickes dort gebunden, und so oder ähnlich wird es auch bleiben, was immer weiter geschehen mag. Das allein ist schon ein Kräfteausgleich zu Gunsten der Deutschen.

Noch ein gewichtiger Umstand ist zu berücksichtigen. Die Initiative war in all diesen Kämpfen bei den Deutschen, während die Franzosen nur auf die Abwehr, allerdings im offensiven Sinne, bedacht waren. Letztere versuchten nur das Feuer zu löschen, das die Deutschen an verschiedenen Stellen angezündet hatten. Auch dieser Moment spricht bei der Abschätzung des Kräfteverhältnisses für die Deutschen.

Wem gehört London? Nachfolgende Angaben über Londons Großgrundbesitzer dürften wenig bekannt sein. Danach gehören dem Herzog von Westminster etwa 4000 Morgen innerhalb der Stadt, die ihm einen Mietertrag von 56,800,000 Mark im Jahre bringen. Das ist freilich der einträglichste Grundbesitz in London, aber keineswegs der größte. Ein Grundeigentum im südlichen Teile der Stadt umfaßt nahezu vier Quadratmeilen, und Grundstücke von mehr als zwei Quadratmeilen gibt es eine ganze Anzahl. Von anderen Großgrundbesitzern Londons sei Lord Howard de Walden genannt, mit 292 Morgen und einem jährlichen Einkommen an Pachtzins von 55,200,000 Mark. Die 250 Morgen des Herzogs v. Bedford tragen ihm 43,200,000 Mark jährlichen Zins. Lord Northampton bezieht aus 260 Morgen 30,720,000 Mark. Dem Herzog v. Norfolk bringt sein Grundbesitz am „Strand" 28,800,000 Mark, und Lord Portman genießt aus seinen 270 Morgen 33,560,000 Mark an Einkünften. Die 200 Morgen des Earl of Cadogan stellen ein Einkommen von 28,800,000 Mark dar, während die Kirche 9,600,000 Mark an Grundpachten aus ihrem Besitz im vornehmsten Teile des Kensington-Viertels bezieht.

— Durchschnittlich kommen auf jede chinesische Frau sieben Geburten.